

# Zeitschriftenschau.

## A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Philosophische Monatshefte.** Von P. Natorp. Heidelberg, Weiss. 1891. 17. Bd.

7. u. 8. Heft. G. Schneege, **Goethe's Verhältniss zu Spinoza und seine philosophische Weltanschauung.** S. 385. Goethe bekennt sich selbst als begeisterten Anhänger Spinoza's, namentlich wegen dessen „Uneigennützigkeit“, welche erklärte: „Wer Gott recht liebt, muss nicht verlangen, dass Gott ihn wieder liebe.“ Er fand in Spinoza's Ethik Beruhigung, indem er dessen „zunächst rein metaphysische Nothwendigkeitslehre“ auf das praktisch-sittliche Gebiet übertrug und so in der vollen Resignation „die bisher vergeblich gesuchte Beruhigung über die von ihm schmerzlich gefühlte Abhängigkeit des Menschen von der Aussenwelt fand.“ „Aus dem inneren Zusammenhange, in welchem wir die zuerst angeführte Stelle in ‚Wahrheit und Dichtung‘ (sein lobendes Urtheil über Spinoza) finden, erhellt aber auch Goethe's volle Zustimmung zu dem wichtigsten Satze der Metaphysik Spinoza's, zu dem Satze von der unpersönlichen, der Welt immanenten, nicht transcendenten Gottheit.“ — J. Volkelt, W. Wundt's „**System der Philosophie.**“ II. **Die Metaphysik.** S. 409. Aus der langen Reihe der „reinen Wirklichkeitsbegriffe“ werden besonders die Substanz, die Causalität und der Zweck einer genauen Untersuchung unterworfen. „W. ist bestrebt, dem Anspruch des Apriorismus auf den Substanzbegriff, sowie den speculativen Ausgestaltungen desselben gerecht zu werden.“ Nach ihm darf die Substanz als das absolut Beharrliche nicht in die Veränderungen hineingezogen werden. Er leugnet demgemäss die substantielle Causalität, Geschehen ist Ursache des Geschehens, die körperliche Substanz erleidet dabei nur äussere Relationsänderungen. Dagegen bemerkt V.: „Auch im äusseren Geschehen kann die Ursache nur so gedacht werden, dass sie den Zustand, der als Wirkung eintritt, von sich aus bestimmt, ihn von sich abhängig setzt. Causalität ist ohne ein Princip des Wirkens, der Thätigkeit, nicht zu verstehen. Entleert man sie davon, so fehlt der regelmässigen Aufeinanderfolge das Verknüpftsein, es ist die Abhängigkeit verschwunden, es bleibt eine zufällige, wunderbare, gespenstische Regelmässigkeit übrig.“ In der „Logik“ hatte auch W. die „Kraft“ oder „Wirkungsfähigkeit“

der Substanz behauptet. „Man wird somit aus dem Substanzbegriff das Merkmal der starren, absoluten Beharrlichkeit entfernen und seine Eigenthümlichkeit vielmehr in die durch die Veränderung hindurchgehende, sich darin erhaltende Einheit setzen müssen. . . . Eine solche Einheit kann nur ideeller Natur sein, und ferner wird man nur einer ideellen Kraft, einem ideellen Wirken die Fähigkeit zutrauen, in dem Wechsel des Geschehens sich als Einheit zu erhalten.“ In der Psychologie lässt W. den Substanzbegriff gar nicht gelten. „Gibt man aber der Substanz jene Bedeutung einer in ihren mannigfaltigen Aeusserungen mit sich gleichbleibenden ideellen Kraft, so wird auch kein Hinderniss vorliegen, den Substanzbegriff in der Psychologie anzuwenden. Ja gerade an den seelischen Erscheinungen wird dieser Begriff besonders zur Entfaltung kommen können . . . . denn es ist vor allem die Einheit des Bewusstseins sowohl in successiver, als auch in simultaner Hinsicht, wodurch die Forderung einer substantiellen seelischen Einheit entsteht.“ Mit der schiefen Auffassung der Substanz hängt die der Causalität enge zusammen. Die von W. behauptete actuelle Causalität steht aber mit der substantiellen durchaus nicht in Widerstreit. „Bezieht sich die Causalität auf den Zusammenhang des Geschehens als solchen, so ist die Substanz eben als die dem Geschehen immanente Kraft, sofern sie in Einheit mit sich bleibt, aufzufassen.“ Den schönen Gedanken Wundt's, dass das Gesetz von der Aquivalenz der Kräfte auf das geistige Gebiet nicht anwendbar sei, sondern im Gegentheil der geistige Besitz fortwährend im Zunehmen begriffen sei, will V. nicht gerade abweisen, findet aber darin, weil aus nichts nichts werde, grosse Schwierigkeiten, die Wundt nicht gelöst habe. Auch beim Zweckbegriffe machen sich die subjectivistischen Neigungen W.'s bemerklich: die teleologische Betrachtung soll nur die Umkehrung der causalen sein. „Hiermit werden logische Operationen, die durchaus nicht gleichwerthig sind, auf gleiche Stufe gesetzt. Nach Wundt's eigener Auffassung betrifft die progressive (d. h. causale) Betrachtung überall dort, wo es sich nicht um ein zweckbewusstes Wollen handelt, also vor allem in der unorganischen Natur, die objective Verknüpfung der Erscheinungen. Wenn dagegen in diesen Fällen die regressive (d. h. teleologische) Betrachtung angewendet wird, so ist sie eine rein subjective Begriffsbeziehung, die über die Dinge geworfen wird. . . . Ausserdem aber muss ihm entgegengehalten werden, dass die regressive Richtung in der Causalitätsbetrachtung nicht einmal zum Zweckbegriff in subjectiver Bedeutung hinführt. Diese rückläufige causale Betrachtung wird von ihm selbst darein gesetzt, dass die Frage gestellt wird, „wie der Grund beschaffen sein müsse, um eine bestimmte Folge hervorzubringen.“ Ich sehe nicht, was hierin vom Zweckbegriff liegen soll. Wenn ich vom Bedingten, von den Wirkungen, ausgehe, und mich nach rückwärts wendend, nach den Bedingungen und Ursachen frage, so verlasse ich nirgends das Causalitätsprincip. Ich benütze in diesem Fall die Wirkung als Erkenntnissgrund der Ursache, wie ich sonst von der Ursache als dem Erkenntnissgrund der Wirkung ausgehe.“ Die Zweckmässigkeit der Organismen erklärt W. durch drei Annahmen. Erstens, jedem Elementarorganismus wohnt ein bewusster Wille inne, die Willenseinheit des Gesamtkörpers ist die Summe von vielen niederen Willenseinheiten. Zweitens, was die höheren Organismen mechanisch ausführen, ist in der niedersten Thierwelt einfachste Willenshandlung. Die „natürliche Maschine“

des thierischen Organismus, sowie der Pflanzen hat sich so durch Uebung entwickelt. Drittens, alle gewohnheitsmässigen Bewegungen führen Veränderungen der Muskeln, Nervenbahnen herbei; die Willenseinflüsse reichen weiter als die vorgesetzten Zwecke. Dagegen bemerkt V.: „Wenn ich richtig urtheile, so befinden sich die von einander getrennten, ohne inneren Zusammenhang wirkenden zahlreichen Willenseinheiten, die an der Ausgestaltung eines Organismus theiligt sind, in Missverhältniss zu dem einheitlichen, in sich zusammenstimmenden Ergebniss, das ein Organismus darstellt. Wie soll es möglich sein, dass die vielen kleinen isolirten Willensmittelpunkte einander derart sozusagen in die Hände arbeiten, dass daraus das zweckmässige Gesamtgefüge des Organismus hervorgeht? Mir scheint die einzige Lösung in der Richtung zu liegen, dass dem Organismus eine auf das Ganze desselben gerichtete Zweckgesetzlichkeit zu Grunde liege.“ — Eine Wechselbeziehung zwischen Psychischem und Physischem kann Wundt wegen der Heterogenität beider Gebiete nicht zugeben. Dagegen hält V. ein causales Verhältniss nur zwischen solchen Gebieten für unmöglich, die „schlechtweg, bis in's Letzte hinein, ungleichartig wären“. Und dennoch soll nach W. die Annahme einer solchen Wechselwirkung unvermeidlich sein, weil sonst Vergessen und Erinnern sich nicht erklären lassen. In der That kann der Wundt'sche Animismus jene Wechselwirkung nicht leugnen, der durch Willenseinheiten den Organismus aufbauen lässt. Neben dieser „Hilfshypothese“ hat nun W. noch die andere von dem „Parallelismus des Psychischen und Physischen“. „Wir haben es also hier mit zwei einander ausschliessenden Hilfshypothesen zu thun, die doch neben einander angewandt werden sollen.“ Daraus ist ersichtlich, „dass die s. g. ‚Hilfshypothesen‘ im Grunde Verstandesspielereien, sachlich belanglose Vorstellungscombinationen sind.“

**9. u. 10. Heft. G. Schneege, Goethe's Verhältniss zu Spinoza und seine philosophische Weltanschauung. (Schluss.) S. 513.** Die unpersönliche, der Welt immanente Gottheit Spinoza's war ganz nach Goethe's Sinn. Aber letzterer fasste den Pantheismus nicht so schroff und nicht so dogmatisch wie Spinoza. Eine „metaphysische Resignation“ macht sich bei ihm immer mehr geltend und nähert ihn so mehr und mehr Kant. Aber mehr Bedeutung hatte für Goethe die ethische Resignation Spinoza's, welche sich aus der Nothwendigkeitslehre desselben ergibt. „Goethe's ethische Resignation, wie er sie uns im XVI. Buche von ‚Wahrheit und Dichtung‘ entwickelt, ist gewissermassen aufzufassen als eine ethische Uebersetzung von Spinoza's metaphysischer Nothwendigkeits- und Bedingtheitslehre.“ — **J. Volkelt, W. Wundt's „System der Philosophie“.** (Schluss.) **S. 527.** Wie fasst Wundt das Verhältniss der Naturvorgänge zum wahrhaft Seienden auf? Naturgeschehen und innere Erfahrung sind für Wundt's subjectivische Neigungen nur zwei Rücksichten eines und desselben Realen. „Worein setzt nun Wundt das Wesen des Ich? Er findet: wir theilen unserem Ich die Thätigkeit unmittelbarer zu als das Leiden; er findet weiter: es gibt schlechterdings nichts ausser dem Menschen noch in ihm, was er ganz und voll sein eigen nennen könnte, ausser seinen Willen; vor allem aber findet er, dass die Vorstellungen einzig durch die Einheit des an sie gebundenen Wollens stetigen Zusammenhang, wirkliche Einheit erhalten, dass die Stetigkeit in der Entwicklung der inneren Erfahrung lediglich durch die Einheit des Wollens verbürgt wird. Hieraus folgt ihm, dass die innere

Willensthätigkeit, die Apperception in ihrer reinen, von allen Inhaltsbestimmungen unabhängig gedachten Form die letzte Bedingung jeder inneren Erfahrung bildet. So ist der actualle Seelenbegriff gefunden, im Gegensatz zu den fälschlichen substantiellen. Die „reine Actualität des Willens“, die nie als ruhendes Sein, sondern als immerwährende Thätigkeit gedacht werden muss, ist die Voraussetzung jeder Einzelerfahrung. Von der Höhe dieses Standpunktes aus erscheint alles Vorstellen als eine Leistung des Willens. Alle Vorstellung von Objecten beruht auf einer Wirkung, die das Wollen erfährt. Indem der Wille Wirkung empfängt, wird er durch dieses Leiden zur vorstellenden Thätigkeit angeregt. Unter Heranziehung der weiteren Metaphysik gestaltet sich die Sache so, dass die Vorstellung aus der Wirkung der Einzelwillen auf einander ihren Ursprung nimmt, dass sie ein Erzeugniss der Vielheit der Willen ist. Aus dem Conflict der verschiedenen Willenseinheiten entspringt die Vorstellung. Gegen diese Ausführung Wundt's erheben sich zahlreiche Bedenken.<sup>4</sup> Erstens ist das Ichgefühl nicht unmittelbar identisch mit dem Willen. Zweitens, was ist der „inhaltsleere“ Willen? Die Vernunft wird auf Kosten des Willens herabgedrückt. Weiter gestaltet sich die metaphysische Willens-Psychologie zu einer Willens-Ontologie. Nach Wundt muss, was Leiden erregt, selbst thätig sein. Unser Wille erleidet von den Objecten der Aussenwelt Wirkungen. Dieses Leiden weist auf Thätigkeiten hin, die sich gegen uns richten. Nun ist uns schlechterdings keine andere Thätigkeit bekannt, als die unseres Willens. Folglich ist das Wechselverhältniss von Thun und Leiden, in welchem wir uns mit der Aussenwelt befinden, auf ein Wechselverhältniss von verschiedenen Willen zurückzuführen. Es wird daher alle Realität als eine unendliche Totalität individueller Willenseinheiten zu denken sein. Mit diesen Willenseinheiten sind nach Eliminirung der Substanzen die actualen geistigen Einheiten gefunden, welche die letzten Principien des Seins und Werdens bilden. So hört die Trennung von Geist und Natur auf. „Da drängt sich nun die Frage auf, wie es möglich sein sollte, dass durch ein Zusammenwirken der an sich leeren vorstellungslosen Willenseinheiten die Vorstellungen entspringen. Wie soll dem, was keinen Inhalt hat, durch Wechselwirkung mit Anderem, was ebenfalls ohne Inhalt ist, ein Inhalt gegeben werden, und noch dazu ein so reicher? Das Hervorgehen der Vorstellungen erscheint wie ein Wunder, wie eine Zauberei.“<sup>4</sup> Der Wille des Menschen wird von W. als eine Resultante niederer Willen gefasst, was Volkelt für unbegreiflich erklärt. „Soll man etwa glauben, dass die niedrigeren Bewusstseinsseinheiten gleichsam so ineinander fahren, dass sie, wie wohl sie selbst weiter bestehen bleiben, doch zugleich eine neue höhere Einheit, nicht also etwa nur eine Vereinigung, sondern eine gerade so absolute, untheilbare punktartige Einheit bilden, wie jede von ihnen selbst es ist? Ich kann mir wohl vorstellen, dass die niedrigeren Bewusstseinsseinheiten einander beeinflussen. . . . Dagegen bleibt es gänzlich unvorstellbar, wie die getrennt neben einander bestehenden Bewusstseinsseinheiten sich derart sollen verdichten können, dass daraus eine neue höhere Einheit entspringt. Kann man also eine solche Verschmelzung und Verdichtung nicht annehmen, so bleibt nur übrig, sich den Entstehungsvorgang der höheren Bewusstseinsseinheit so zu denken, dass irgend wie durch das blosse Zusammenwirken der niedrigeren Einheiten die höhere hervorgeht. Nun ist aber von dem Zusammenwirken mehrerer Einheiten, auch

wenn man es sich als noch so innig vorstellt, bis zu dem Entstehen einer neuen, wirklichen Einheit ein völlig unvermittelter Sprung. . . . So gesellt sich zu den individualistischen Zügen der W.'schen Philosophie auch die Zurückführung des persönlichen Individualwillens auf noch kleinere, elementarere Individualitäten.“ An die individuelle reiht sich schliesslich die universelle Einheitsidee, die in der Idee Gottes endigt. Der Werth der sittlichen Strebungen geht nach W. über die irdische Dauer der Menschheit hinaus. Darum muss das sittliche Ideal einem Höheren, Unvergänglichem eingegliedert sein. Also muss ein einheitlicher Grund dieses Ideals vorhanden sein. Wir gelangen so zu einer letzten ontologischen Einheitsidee, über die schlechterdings nur das ausgesagt werden kann, dass sie als der letzte Grund alles Seins und Werdens überhaupt gedacht wird.“ Das ist der Gottesbegriff, an welchem V. nur das auszusetzen hat, dass es unrichtig und inconsequent ist, ihn für ganz unbestimmbar zu halten. Das Endurtheil ist: den Individualismus theilt W. mit Leibniz, die Willensmetaphysik mit Schopenhauer, den ethischen Idealismus und „die metaphysische Enthaltbarkeit“ mit Kant.

**2] Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.** Herausgegeben von H. Ebbinghaus und A. König. Hamburg und Leipzig, L. Voss. 1891. Bd. 2.

**3. Heft. R. Sommer, Zur Psychologie der Sprache. S. 143.** Grashey veröffentlichte im Jahre 1885 die Beobachtungen, welche er an einem Brauknechte Voit gemacht, der in Folge einer Hirnverletzung an Gedächtnisstörungen litt. Sommer hat nach fünf Jahren denselben Patienten wieder eingehend beobachtet und die Resultate Grashey's im Ganzen bestätigt gefunden, sie erweitert und zum Theil anders gedeutet. Der Patient kann gesehene Gegenstände und Worte nur eine minimale Zeit festhalten. Er hilft sich aber mit Schreibbewegungen der Hände oder der Füße oder selbst der Zunge innerhalb des Mundes. Wenn er verhindert wird, eines dieser Organe zu bewegen, kann er absolut nicht die bekanntesten Namen der Dinge finden, ein kurz vorher gesehenes Object nicht wieder erkennen. „Schreibend findet er“ die Objecte und die Namen. Grashey erklärte sich dies so: Weil Voit jeden Buchstabenlaut des Wortes, welcher in ihm bei Vorzeigung eines Gegenstandes hervorgerufen wird, sofort wieder vergisst, so schreibt er den Buchstaben, um durch Ablesen den Laut wiederzufinden. Darnach könnte er offenbar nur dann ein ganzes Wort als Lautcombination schreibend finden, wenn er die einzelnen Buchstaben sich dauernd sichtbar fixirte. Nun findet er schreibend die Worte, wenn er gar nicht auf die Schrift oder die Schreibbewegungen hinsieht. Zweitens müsste nach der Grashey'schen Deutung bei totaler Fesselung wenigstens der erste Buchstabe des Wortes für einen vorgehaltenen Gegenstand gefunden werden. S. konnte aber feststellen, dass, wenn ihm Hände und Füße gehalten würden und er die Zunge herausstreckte, auch nicht der Anfangsbuchstabe gefunden wurde. Er hält für „erwiesen, dass in Voit im Zustande der Fesselung keine Lautgebilde (Buchstabenlaute) auch bei dauernd festgehaltenem Objectbild aufgelöst werden.“ Er ist auch unfähig, ein Wort zu ergänzen, wenn man es fast ganz vorgesprochen oder hingeschrieben hat. „V. konnte die Zugehörigkeit zu den Bildern »Laternen, Hammer, Gabel . . .« nicht erkennen, selbst wenn man

folgende Bruchstücke hinschrieb: Later, Ham, Gab . . . Es geht daraus hervor, dass dem nach der Lösung bemerkbaren Schreiben bei Voit keine Buchstabenvorstellungen innerlich vorausgehen, ebensowenig als im Zustande der Fesselung Klanggebilde beim Anblick eines Objectes in ihm wachgerufen werden, dass im Gegentheil das Wort, die Lautcombination, erst durch die Schreibbewegungen lebendig wird.“ Noch entschiedener werden die Lautvorstellungen als Mittelglieder zwischen gesehenen Objecten und Schreibbewegungen durch folgende Versuche ausgeschlossen. Zeigt man ihm eine Guitarre und eine Trompete, so weiss er gefesselt das gemeinsame Wort für beide nicht zu finden, nickt aber lebhaft bei der Frage, ob sie zusammengehören. Entfesselt nennt er sie richtig Musikinstrumente. Hier geht also der Begriff dem Laute evident voraus. Der Fall Voit beweist also, „dass es ein Schreiben gibt, welches nicht der Ausdruck von vorgestellten Buchstabenzeichen und vermittelt dieser von gedachten Lauten ist.“ S. stellt zur Erklärung folgende Hypothese auf. „Denkt man sich diejenigen Gehirnthteile, deren Verlust nach den neueren Experimenten und pathologischen Beobachtungen den Verlust von Erinnerungsbildern bedingt, als Bewegungsapparate, deren Zerstörung ähnlich wirkt, wie im vorliegenden Falle die Fesselung, so liesse sich die Amnesie erklären, ohne dass man in der modernen, plump materialistischen Weise annimmt, dass die Erinnerungsbilder in den betroffenen Zellen localisirt gewesen seien. Es kann hier nicht näher ausgeführt werden, dass sich das gesammte Beobachtungsmaterial über Amnesie und amnesische Aphasie ungezwungen von dieser Idee aus erklären lässt.“ —

**C. S. Cornelius, Zur Theorie des räumlichen Sehens. S. 164.** Im 1. Bande dieser Zeitschrift hatte Lipps eine falsche Nachbildlocalisation besprochen und als Urtheilstäuschung bezeichnet. Wenn man den Blick rasch von einem leuchtenden Punkte wegwendet, gewahrt man auf der entgegengesetzten Seite einen Lichtstreifen, der nur als Nachbild erklärt werden kann. C. fand die Beobachtungen von Lipps bestätigt und dazu, „dass man in dem Falle, wo der Blick sich rasch einem leuchtenden, im Bereiche des indirecten Sehens befindlichen Gegenstande zuwendet, einen Lichtstreifen im Sinne dieser Bewegung wahrnimmt. So sehe ich, wenn die Blickbewegung nach dem Gegenstande hin sich von rechts nach links vollzieht, auf der linken Seite desselben einen Lichtstreifen hervortreten.“ C. hält es für fraglich, ob hier eine Urtheilstäuschung vorliegt, jedenfalls ist er überzeugt, dass daraus nichts gegen seine Herbart'sche Auffassung von der unräumlichen Beschaffenheit der Empfindungen folge. Lipps macht die Voraussetzung, „dass Bewegungsempfindungen des Auges mit der Einordnung der Gesichtseindrücke in das Sehfeld, also mit der Wahrnehmung der wechselseitigen Lage und Entfernung gleichzeitig gesehener Objecte nichts zu thun haben.“ Nach C. „bietet die besagte Erscheinung durchaus nichts dar, was als triftiger Einwand gegen die Ansicht dienen könnte, nach welcher (wegen der rein intensiven Beschaffenheit der Empfindung) die Entstehung des Sehfeldes auf einer Association von Licht- und Bewegungsempfindungen des Auges beruht.“ —

**J. Rehmke, Die Seelenfrage. S. 150.** Die Abhandlung beschäftigt sich mit der Schrift O. Flügel's gleichen Titels. Es wird getadelt, dass der Verf. das Wort Atom von der Seele gebraucht, da er so im Materialismus stecken bleibe. Die Naturforscher, welche Fl. für die inneren Zustände der Atome anführt, haben den Materialismus nicht aufgegeben. Ebenso soll Fl. dem Materialismus verfallen,

wenn er Stoff als Träger von Kraft nimmt, der Seele eine punctuelle Einfachheit und Sitz im Gehirn nebst Berührung mit Gehirnatomen zuschreibt. Mit dem Ausdruck „innerer Zustand“ wird viel Missbrauch getrieben. Wenn die Molekeln innere Zustände haben, so ist das etwas ganz anderes, als Empfindung haben. Damit hängen andere Missverständnisse in der modernen Psychologie in Bezug auf Bewusstseinszustand, -inhalt, zusammen. Es wird verwechselt das Ich als Ding, das den Körper einschliesst, mit dem Bewusstseins-Ich, und dieses wieder bald psychologisch, bald logisch verstanden. Die Empfindung selbst wird zum Ding bei den psychologischen „Physikern“, so auch bei Flügel. Den „Physikern“ stehen die „Dichter“ entgegen, welche nach Herzensbedürfnissen die Seele fassen. Alle Psychologen, meint R., haben bisher mehr oder wenig die Seele materialistisch gefasst. Um etwas Anschauliches zu haben, stellten sie sich dieselbe als Ding vor, was immer nur räumlich sein kann (!), sie muss vielmehr im Gegensatz zum Ding als individuelles Bewusstsein gedacht werden. Dieses und Ding sind so disparat, dass das Hervorgehen der Seele aus dem Körper eine wahre Schöpfung aus Nichts darstellte.

#### 4. Heft. A. Meinong, Zur Psychologie der Complexionen und Relationen.

S. 245. In der Vierteljahrschr. f. wissensch. Philos.<sup>(1)</sup> zeigte v. Ehrenfels in dem Aufsatz: ‚Ueber Gestaltqualitäten‘, dass in einer Melodie, in einer Anordnung ausser den einzelnen Tönen, Gliedern, noch etwas Anderes, eine Qualität, angenommen werden müsse. M. reproducirt dessen Ausführungen und stimmt ihnen im allgemeinen bei, die Benennung dafür „Gestaltqualität“ ist ihm aber zu enge, denn kaum ist sie geeignet, Accorde, Klangfarben, Aehnlichkeit, Widerstreit u. s. w. unter sich zu begreifen. Er möchte sie lieber „fundirte Vorstellungen“ nennen, weil sie selbst unselbständig, in selbständigen Vorstellungen ihre Grundlage haben. Das führt zu dem eigentlichen Thema; „denn längst ist der Ausdruck ‚Fundament‘ als Correlat zum Ausdruck ‚Relation‘ geläufig.“ „Nimmt man den Ausdruck Relation so weit als möglich, nennt man sonach Relation alles das, was, soll es einem zugeschrieben werden, stets auch ein anderes heranzuziehen zwingt, so fällt sogleich in die Augen, wie nahe doch jede relative Thatsache dem stehen muss, was man eine complexe Thatsache nennt. Relation kann nicht bestehen, wo nur ein Einfaches vorliegt; also keine Relation ohne Complexion. Aber auch keine Complexion, deren Bestandstücke nicht mindestens insofern zu einander und zur Complexion als Ganzem in Relation ständen, dass sie eben Theile dieses Ganzen ausmachen.“

C. Stumpf, Wundt's Antikritik. S. 266. Wundt und Lorenz glaubten endgiltig dargethan zu haben, dass das Weber'sche Gesetz bei Tondistanzschätzungen nicht gelte, dass vielmehr die objective Reizmitte auch subjectiv als Mitte empfunden werde, also die Empfindungen nicht den geometrischen, sondern den arithmetischen Verhältnissen der Reize entsprechen. Stumpf hielt diese Schätzungen für unbeweisend, da sie durch musikalische Gewohnheiten, insbesondere Klangverwandtschaften beeinflusst seien. Dagegen replicirte Wundt unter anderem, Stumpf habe bloss die Lorenz'schen Rohtabellen oberflächlich angesehen, Stumpf erklärt dagegen, sie genau studirt zu haben; sie bewiesen besser als die ungerechneten Resultate, und auch Wundt recurrirte auf die

<sup>1)</sup> 1890. 3. Heft. S. 249—292.

Rohtabellen: darum erklärt er die ganze Antikritik von W. für „eine ununterbrochene Kette von Verdächtigungen und Unterstellungen“. — **F. Schumann, Ueber die Unterschiedsempfindlichkeit für kleine Zeitgrößen. S. 294.** Der Verf. gedenkt die Resultate seiner im psychologischen Institut zu Göttingen angestellten Versuche über Zeitschätzung, welche von der herkömmlichen ziemlich abweichen, später ausführlich darzulegen. Vorläufig die Bemerkung, dass er bei Durchmusterung der vorliegenden Beobachtungen über den Zeitsinn, weil in methodischer und technischer Hinsicht mangelhaft, eine grosse Unsicherheit der Resultate constatiren musste, brauchbar erwies sich ihm nur die Methode der richtigen und falschen Fälle, sowie die der mittleren Fehler. „Die Methode der Minimaländerungen ist unbrauchbar, da zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Intervalle nach öfterer Wiederholung einander gleich zu werden scheinen, auch wenn ihre Differenz anfangs subjectiv deutlich merkbar ist (Mach). Untersucht wurden Zeitintervalle von 0,15–2,0 Sec. In Uebereinstimmung mit Mach ergab sich ein Maximum der Schätzungsfähigkeit kleiner Zeitintervalle bei 0,3 bis 0,4 Sec., „und zwar erwies sich die Unterschiedsempfindlichkeit hier so gross, dass das Verhältniss des eben merklichen Unterschiedes zur Normalzeit bei einer Versuchsperson sogar nur 0,022 betrug.“ Von einer Ueberschätzung kleiner Zeiten war für gewöhnlich nichts zu bemerken.

**5. Heft. C. Lombroso und S. Ottolenghi, Die Sinne der Verbrecher. S. 337.** Die Verfasser wollen durch Messungen und Beobachtungen an „geborenen Verbrechern“ gefunden haben, dass bei ihnen die Anomalien „der specifischen Sinne in höherem Grade ausgeprägt sind, als selbst bei den schwersten Krankheiten.“ „Und es ist eine seit langer Zeit anerkannte, wenn auch noch nicht mit exacter Methode nachgewiesene Thatsache, dass Stumpfheit des moralischen Sinnes von Obtusität der Sinnesorgane begleitet ist.“ „Diese Obtusität der Sinnesorgane ist sicherlich corticalen Ursprungs. Sie erscheint wie ein Phänomen von Atavismus, ähnlich denen, die man bei den Wilden beobachtet. Denn wenn auch eine Ausnahme für die Sehschärfe zu machen ist, so kann auch diese aus Atavismus erklärt werden. Denn auch sie ist gerade bei den Wilden besonders ausgeprägt durch den Gebrauch und die gewerbmässige Uebung des Organs. Auch könnte ja Niemand dem Arm der Gerechtigkeit sich entziehen oder zahlreiche Diebstähle und Einbrüche verüben, ohne höhere Entwicklung des Sehvermögens.“ „Eine andere Schlussfolgerung, die sich aus diesen Untersuchungen ziehen lässt, liegt in der Bestätigung der epileptischen Natur des menschlichen Irrsinns und des angeborenen Verbrechertums. Und in der That muss nach den Untersuchungen von Agostini als völlig sicher gelten, dass beim Epileptiker auch in Perioden, die den Anfällen fern liegen, eine aussergewöhnliche Obtusität der Sinne, sowohl der allgemeinen Sensibilität, wie auch des Geruches, Geschmacks, Gehörs, Gefühls und der Schmerzempfindlichkeit vorhanden ist, während allein Wärmegefühl und — wohl bemerkt! — Sehvermögen unverändert bleiben“ — **G. Engel, Ueber Vergleichen von Tondistanzen. S. 361.** In der Streitfrage zwischen C. Stumpf und W. Wundt, ob wir als Mitte zwischen zwei Tönen deren geometrische oder arithmetische Mitte wahrnehmen, gibt der Verf. in mehreren Punkten dem ersteren Recht. Erstens hat St. darin Recht, dass er musikalisch gebildete Versuchspersonen verlangt, unmusikalische können sich um ganze Octaven

irren. Zweitens, dass er verlangt, es müssten Beobachtungen an obertonfreien oder wenigstens in Tiefe, Mittellage und obertongleichen Klängen angestellt werden. Drittens, nach Wundt müsste  $c:c^1$  dieselbe Distanz sein, wie  $c^3:d^3$ . Thatsächlich bezieht sich „bei weiterem Hinaufrücken der Tonhöhe die gleiche arithmetische Differenz auf ein immer kleiner werdendes Intervall“. „Je weiter die Entfernung vorschreitet, desto weiter schreitet auch der Abstand zwischen der geometrischen und arithmetischen Mitte vor.“ „Die Beobachtungen von Lorenz sind nicht über zwei Octaven hinausgegangen. . . Warum verglichen sie nicht 32 (Contra-C) mit 1024 ( $c^3$ ) und suchten hier die Empfindungsmitte? Als geometrische Mitte ergibt sich in diesem Falle die temperirte (nicht die reine) übermässige Quarte fis, als arithmetische der Ton 528 . . . ; hier war also zwischen arithmetischer und geometrischer Mitte ein Abstand von  $1\frac{1}{2}$  Octaven, während die Reihe von je zwei Octaven, über die sie nicht hinausgingen, nur einen Abstand von einer grossen Terz ergibt. Dass innerhalb zweier Octaven die Beurtheilung der Mitte vermittelst eines blossen Kostens oder Schmeckens der Tonempfindung sich um eine Terz zu irren vermag, konnte jeder einigermassen erfahrene Musiker vorherwissen.“ „Als eine weitere Fehlerquelle bei den Lorenz'schen Untersuchungen (welche W. zu Grunde legt) erscheint mir endlich noch der Umstand, dass die Beobachter durch die dauernde Gewöhnung an sehr kleine Tonunterschiede für die Aufmerksamkeit auf das Arithmetische künstlich erzogen wurden.“

**3] Zeitschrift für exacte Philosophie.** Herausgeg. von O. Flügel. Langensalza, H. Beyer. 1890 u. 1891.

**18. Bd., 2. Heft. O. Flügel, Ueber Werden und Causalität. S. 129.** Der Verf. knüpft an einen Beweis Zeller's für die Existenz der Aussenwelt an, um zu zeigen, dass ohne Voraussetzung der Unmöglichkeit eines absoluten, d. h. ursachlosen Werdens der Idealismus nicht überwunden werden könne. Unter dieser Voraussetzung gelangt aber Zeller zu einer Welt von einfachen Realen, die mit den Herbart'schen nahe verwandt sind. Dennoch hinderte Zeller sein Monismus, Herbart zu würdigen. Dieser Monismus ist aber unhaltbar; denn wie unterscheidet sich derselbe vom Pluralismus, wenn die eine ewige Urkraft von Ewigkeit her in eine Vielheit auseinander gehen musste? Noch unhaltbarer ist der Agnosticismus H. Spencer's, der behauptet, vom Absoluten könne gar nichts erkannt werden, also eigentlich auch die Einheit nicht. Ja derselbe sagt mit Mansel, es sei falsch es eins, und sei falsch es vieles zu nennen. — **Susanna Rubinstein, „Der Gegensinn“ als psychisches Princip. S. 159.** Der Sprachforscher C. Abel hat die Entdeckung gemacht, dass die Aegypter mit einer Wurzel ganz Entgegengesetztes bezeichneten. ‚unx‘ bezeichnet ihnen ‚bedecken‘ und ‚aufdecken‘, ‚at‘ ‚hören‘ und ‚taub sein‘. Jeder Begriff ist nach ihm Zwillig seines Gegensatzes und konnte also auch nicht gedacht, nicht mitgetheilt werden ohne Messung an seinem Gegensatz. Verfasserin will nun diesen Principien allgemeine Bedeutung vindiciren. Eine Empfindung schlägt in ihr Gegentheil um, „wenn die Intensität eines Eindruckes den gegebenen Status der Perceptionsfähigkeit übersteigt“. Wärme wirkt bis zu einer gewissen Temperatur belebend, darüber hinaus betäubend, erschlaffend; nach angestrengtem Denken tritt geistiges Hohlsein ein u. s. w. — Was diese Beispiele mit dem Gegensinn zu thun haben, ist nicht recht einzusehen.

**3. Heft. Chr. A. Thilo, Ueber das zweite Buch der allgemeinen praktischen Philosophie Herbart's. (Fortsetzung und Schluss.) S. 241.** Es werden nun die einzelnen ethischen Gesellschaften und Systeme als solche und dann die drei Hauptfactoren des Staates: Privatwillen, Formen und Macht, in Betracht gezogen. Aber eine ausführliche Politik will Herbart nicht schreiben. „Wenn daher Lott klagt, dass in die verwirrende Menge von Gesichtspunkten in der Politik nicht so viel wissenschaftliche Ordnung zu bringen sei, als zum allerersten Auffassen ihrer Aufgabe erforderlich sei, und dass er hier vor einem Chaos stehe, so zeigt er nur, dass er den Zweck dieses zweiten Buches nicht verstanden hat. . . . Wer aber diesen Zweck versteht, wird das Studium desselben nur mit Dank für die Aufschlüsse, die es gewährt, und zugleich in ernster und demüthiger Stimmung beendigen können. — **St. Velovan, Die psychologische Begründung der elementaren Denktätigkeiten im Rahmen der Herbart'schen Wechselwirkung der Vorstellungen. S. 272.** Schon früher hat der Verf. die Herbart'sche Apperception auf einen Schluss zurückzuführen versucht; ähnliches versucht er nun mit dem Begriff und dem Urtheil. Bei der Urtheilsbildung unterscheidet er zwei Hauptmomente: „1. Eine unmittelbare Reproduction, welche eine Verschmelzung zur Folge hat. 2. Eine mittelbare Reproduction, welche mit einer Complicirung schliesst. Bei eintretendem sinnlichen Eindrücke reproducirt sich das Gleiche zuerst und unmittelbar. Seine Verschmelzung hat eine anfängliche Zuspitzung des Bewusstseins nach der Richtung des Verschmolzenen zur Folge, während die übrigen Theile niedergedrückt erscheinen. Nach erfolgter mittelbarer Reproduction gewinnen die gesammten Theile die Oberhand und treten neucomplicirt als das Urtheil hervor.“ Die bei der Bildung des Urtheils z. B. „Das Gesehene ist ein Teller“ unterlaufende Schlussreihe ist folgende: „Das Gesehene (der Kreis) ist rund. Auch der Teller ist rund: Das Gesehene (der Kreis) ist (wie) ein Teller.“

**4] Rivista italiana di Filosofia, diretta dal Comm. Luigi Ferri. Anno V. Vol. 1<sup>mo</sup> 3 Hefte (Gennaio — Giugno) Roma 1890.**

**R. Benzoni, Recenti soluzioni del problema della conoscenza. I. p. 17, 152.** Folgend den Ausführungen Heymanns' in den „Philosophische Monatshefte“<sup>1)</sup> bespricht Verf. zuerst 3 Methoden der Lösung des Erkenntnissproblems: die kritisch-teleologische, die genetisch-empirische, die analytisch-empirische. Sie müssen sich einander ergänzen. Des weiteren werden im Anschluss an K. U p h u e s die psychologischen Beziehungen zwischen Wahrnehmung und Empfindung untersucht, wobei die diesbezüglichen Ansichten von W u n d t, H a r t m a n n und E. L. F i s c h e r dargelegt werden. — **S. Ferrari, La scuola e la filosofia pitagoriche p. 52, 184, 280.** Inhalt: 1. Schwierigkeit einer Geschichte. Anknüpft des Pythagoras in Kroton. Thatsachen und Fabel. Quellen. 2. Leben und Schule des P. Tod des Meisters und Zerstreung seiner Gesellschaft. Hauptschüler. Unterschobene Schriften. 3. Die Grundlehre. Bedeutung und Elemente der Zahl. Controverse über die theologischen Ideen. 4. Naturphilosophie, Seelenlehre und Ethik. Seelenwanderung und Vergeltung. 5. Vorläufer des Pythagoräismus. Eigenartiges in demselben. Kurze Kritik. — **P. de**

<sup>1)</sup> Bd. 25. (1889) Heft 1. u. 2.

**Nardi, I nuovi Tomisti e la storia della filosofia p. 75.** Der heutige Thomismus ist ein Versuch, an Stelle der Vernunftforschung die Autorität eines Philosophen zu setzen. Zugegeben auch, das philosophische Wissen lasse sich in den Rahmen eines der aufgestellten Systeme bringen, so kann das doch heutzutage nicht das System des Thomas von Aquino sein wegen der Lücken, Unvollkommenheiten und Irrthümer, welche es enthält. (Verf. mag wohl nicht sehr tief in Thomas' Schriften eingedrungen sein. Von anderer Seite — v. Ihering, Van der Vlugt u. a. — vernahmen wir die höchsten Lobsprüche über die Philosophie des engl. Lehrers. Damit leugnen wir gewiss nicht, dass dieselbe in manchen Punkten der Ergänzung und des Ausbaues bedürfe.) — **A. Nagy, Sulla recente questione intorno alle dimensioni dello spazio p. 121.** Die Möglichkeit einer vierten Dimension wird hier im Anschluss an Mach und Zöllner vertheidigt. In ihr verbergen sich vielleicht die tiefsten Kräfte der Dinge und der Seele, um, selbst unerkant, in ihren Wirkungen an die Oberfläche der sinnlichen Welt zu treten. Dann wären die ‚Mediums‘ die wahren Hellseher, ihnen gegenüber wären wir mit jenen operirten Blinden zu vergleichen, welchen die Aussenwelt als eine Oberfläche erscheint, und die nur nach und nach ihren Irrthum corrigiren. — **L. Ferri, Il problema della coscienza divina in un libro postumo di Bertr. Spaventa p. 257.**

**5] Rivista di Filosofia scientifica**, diretta da E. Morselli. Serie 2<sup>da</sup>. Vol. IX. 3 Hefte (Gennaio — Marzo.) Milano, Dumolard. 1890.

**G. Tarozzi, Giovanni Maria Guyau e il naturalismo critico contemporaneo p. 1, 81.** ‚Positivismus‘ war der bezeichnende Name für die Anfänge einer Philosophie, welche ihre Aufgabe in vorurtheilsfreiem Studium der Phänomene erblickt, ohne sich von dem ‚Absoluten‘ beeinflussen zu lassen. Seit A. Comte hat aber an der Hand dieser Methode die Philosophie eine solche Entwicklungsstufe erreicht, für welche die frühere Bezeichnung nicht mehr zutreffend ist. Eine neue, tiefer greifende Kritik, welche ihre Mittel nicht von prästabilirten Kategorien, sondern von der Natur selbst als einer lebendigen Logik empfängt, hat die Geister ergriffen. Die bleibende Errungenschaft der kantischen Philosophie, welche das Denken vor dem Rückfall in Empirismus und Dogmatismus bewahrt, ist die Relativität unseres Erkennens: aber diese Relativität hat eine neue Gestalt angenommen. Nicht allein die Sinneswahrnehmungen werden verarbeitet, auch die Ideen sind der Entwicklung fähig. Von Objectivirung der Erkenntniß kann keine Rede sein: die Natur betrachtet im Denken sich selbst. Aus dieser Inselfestversenkung entsteht die neue Kritik, welche ihre stets neuen Gestaltungen aus dem ewigen Wechsel der Natur entlehnt. Dieser ‚kritische Naturalismus‘ hat in Guyau sein höchstes Stadium erreicht. — Der ungläubige Standpunkt des im März 1888 verstorbenen französischen Philosophen wird an seiner Poesie, Aesthetik, Moral und Religionsphilosophie verherrlicht. Man vergl. den Nekrolog im ‚Philos. Jahrb.‘ I. Bd. (1888) S. 485. — **E. d'Ovidio, Sulle orgini e sullo sviluppo della Matematica pura p. 33.** — **P. Vecchia, La pedagogia nei suoi rapporti con le scienze p. 65.** Kann man manches der neueren philosophischen Systeme als Weiterbildung eines von den alten Philosophen vielleicht nicht in seiner ganzen Tragweite erkannten Axioms betrachten, so findet die moderne Pädagogik als

Wissenschaft wenig solcher in's Alterthum hinaufreichenden Anfänge. Solange man sich den Menschen als ‚mit Vernunft begabtes Sinnenwesen‘ dachte, war nur eine von Zoologie, Biologie und Sociologie losgeschälte Pädagogik, eine Art aprioristischer, des Fortschrittes und der Ausbildung unfähige Wissenschaft möglich. Die neuere Wissenschaft hat einen ganz neuen Begriff vom Menschen. Derselbe ist das Resultat zoologischer Evolution; er beschliesst in sich die vorausgehenden Lebensformen nach den ontogenetischen und phylogenetischen Gesetzen; er erbt physiologische und psychologische Eigenthümlichkeiten, die er durch Uebung in Aequivalente einer höheren Ordnung umsetzt; er hat ein individuell-collectives Leben. Auf solcher Grundlage, wie sie Spencer, Bain, Angiulli u. a. entdeckt, wird man eine wissenschaftliche Erziehungslehre zum Wohle der menschlichen Gesellschaft aufbauen können. (Welche Pädagogik hat denn aber die grossen Charaktere des Alterthums erzogen?) — **G. Marchesini, rappresentazione nell' istinto p. 172.**

**6] Revue philosophique de la France et de l'Étranger** dirigée par Th. Ribot. 15<sup>me</sup> année. Tome XXIX. Heft 1. (Janvier.) Paris, Alcan. 1890.

**C. Secrétan, L'économique et la philosophie p. 1.** — **B. Bourdon, La certitude p. 27.** Inhalt: 1. Die Momente, aus denen die Gewissheit sich zusammensetzt. 2. Einflüsse sensitiver und intellectiver Natur, welche fördernd oder hemmend auf die Bildung derselben einwirken. 3. Ob und welchen Antheil hat der Wille und der Affect an der Gewissheit? 4. Von den Kriterien der Wahrheit. Evidenz ist dem Verf. die Intensität, mit der die Vorstellungen sich aufdrängen. Das allgemeine Zeugniß des Menschengeschlechtes als Kriterium beruht wesentlich auf einer durch Zusammensetzung und Wiederholung gesteigerten Vorstellungsintensität. — **A. Naville, Remarques sur l'induction dans les sciences physiques p. 62.** Die Logiker haben sich noch nicht über die Natur und Berechtigung der Induction verständigen können. Stuart Mill leugnet ja ihr Grundprincip. Und kann man denn dem Satze, auf den man sich beruft, dass die Natur constante Gesetze befolgt, eine solche Geltung zuerkennen? Nein, man muss nach anderen Stützen sich umsehen. Als solche glaubt Naville zwei Sätze bezeichnen zu dürfen: 1. Dieselbe Verbindung von Ursachen erzeugt stets dieselben Wirkungen. 2. Die Zeit modificirt nicht die Natur der Dinge.

## B. Philosophische Aufsätze aus Zeitschriften vermischten Inhalts.

**1] Natur und Offenbarung.** 37. Bd. Münster, Aschendorff. 1891.

**4. Heft. A. Linsmeier, Einige Fragen und Antworten bezüglich der elektromagnetischen Lichttheorie. S. 203.** Nachdem die theoretischen Aufstellungen von Faraday und Maxwell über die elektromagnetische Natur des Lichtes durch die Versuche Hertz' eine empirische Grundlage gewonnen, hat die Undulationstheorie in keiner Weise einen Eintrag erfahren. Nach wie vor nehmen Alle an, dass die Lichtfortpflanzung eine wellenartige ist, und

dass die periodischen Bewegungen der Aethertheilchen senkrecht auf die Fortpflanzungsrichtung erfolgen. Während aber die frühere Theorie die Elasticität des Aethers als Grund jener Schwingungen ansah, glaubt die neue Theorie, die Schwierigkeiten der Elasticitätshypothese durch Zurückführung auf elektrische Kräfte beseitigen zu können. Es besteht nämlich die Schwierigkeit zu erklären, wie in einer Flüssigkeit, wie der Aether, transversale Schwingungen möglich sind; in einer Flüssigkeit können nur longitudinale Schwingungen Platz haben. Jedoch ist diese Schwierigkeit nicht von der Art, dass man unbedingt die elektromagnetische Erklärung anrufen müsste. Trotz den Entdeckungen Hertz' halten noch viele Physiker an der Elasticitätslehre fest. F. Neumann bemerkt, man brauche die transversale Verschiebung der Aethertheilchen nur so klein anzunehmen, dass sie nicht von einer Schicht in die andere gerathen, und dann finde auch in einer Flüssigkeit keine Gleichgewichtsstörung statt. Ketteler fasst die Zwischenräume zwischen den Aethertheilchen so klein, dass der Aether als ein Continuum angesehen werden könne. Auch bei dieser Annahme finden keine merklichen Gleichgewichtsstörungen statt. — So muss die Zukunft noch entscheiden, welche Theorie den Vorzug verdient.

**7. u. 8. Heft. C. Gutberlet, Die Methoden der Psychometrie. S. 385.**

Es wird gehandelt: 1. Ueber die Messbarkeit psychischer Acte überhaupt. 2. Ueber die einzelnen Methoden der Messungen, und zwar a) über die psychophysischen Methoden im engeren Sinne, welche die mathematisch genaue Abhängigkeit der Intensität der Empfindung von der des Reizes zu ermitteln suchen. b) Die Methoden der Analyse der Sinneswahrnehmungen und zwar a) die der Zusammensetzung. So stellte zuerst Helmholtz die Klänge aus Partialtönen her.  $\beta$ ) Die Zerlegungsmethode: Durch einen an's Ohr angesetzten, auf einen Ton abgestimmten Resonator kann man den betreffenden Ton aus jedem Klange heraushören.  $\gamma$ ) Die Variationsmethode: Abänderung der subjectiven oder objectiven Bedingungen einer Wahrnehmung zur genaueren Erforschung ihres Wesens. Beide Arten von Variationen kommen bei stereoskopischen Versuchungen in Anwendung, wo die Augenstellung und die Bilder selbst abgeändert werden. c) Die Methode der psychologischen Zeitmessung, und zwar a) die Reactions-,  $\beta$ ) die Vergleichungsmethode. Bei ersterer wird die Zeit ermittelt, welche von dem Eintritt eines Reizes bis zur Empfindung oder bis zu einer auf sie folgenden Handbewegung (Reaction) verstreicht. Die letztere erscheint  $\alpha\alpha$ ) als Complications-,  $\beta\beta$ ) als Reproductionsmethode. Erstere lässt zwei Reize auf zwei Sinne einwirken und untersucht, ob die gleichzeitigen Reize auch gleichzeitig wahrgenommen werden, oder nach welcher Richtung eine Zeitverschiebung erfolgt. Die Reproductionsmethode vergleicht ein Zeitintervall mit einem vorausgehenden gleichen oder wenig verschiedenen und untersucht, wie genau wir ihre Gleichheit oder Verschiedenheit beurtheilen können (Zeitsinn). An 3. Stelle wird die Anwendung der psychometrischen Methoden auf einzelne Probleme vorgeführt: Untersuchungen über den Zeitsinn. Die Resultate von Kollert, Estel, Mehnert u. A. stimmen nicht recht zusammen. Als sicher festgestellt kann gelten, dass Zeitintervalle von 5" und darüber zu hoch geschätzt werden. Weiter werden behandelt: Die zeitlichen Verhältnisse der Willensthätigkeit nach Experimenten und Discussionen von J. Merkel. Zur Frage der Gültigkeit des Weber'schen Gesetzes bei Lichtempfindungen. Kräpelin findet, dass das Gesetz strenge

gilt „innerhalb einer Breite von Lichtintensitäten, die sich verhalten wie 9,61:1000, in noch grösserem Umfange wenigstens annähernd. Die Zeitverhältnisse der Apperception einfacher und zusammengesetzter Vorstellungen mit Hilfe der Complicationsmethode. Der Umfang des Bewusstseins bei regelmässig auf einander folgenden Schalleindrücken. Dietze fand mit Wundt, dass wir unter Umständen gegen 40 Schalleindrücke gleichzeitig im Bewusstsein haben können. Es ist aber zweifelhaft, ob die Experimente wirklich dies darthun. Die Abhängigkeit zwischen Reiz- und Empfindungsstärke hat J. Merkel nochmals einer Prüfung unterzogen und gefunden, dass das Weber'sche Gesetz nur ein besonderer Fall des allgemeineren Gesetzes von der Relativität unserer inneren Zustände (Wundt) ist: Wir haben kein absolutes Mass für unsere Bewusstseinsacte, sondern messen einen an dem andern. Derselbe Experimentator handelt dann noch über Druckreize. Am Schlusse gibt Gutberlet eine Uebersicht über die Resultate der experimentellen Psychologie und ihren Werth überhaupt. — E. Wasmann, **Zur Psychologie der gemischten Ameisengesellschaften**. S. 478. Wenn je bei einem Thiere, so glauben die modernen Thierpsychologen bei den Ameisen Intelligenz nachweisen zu können. Diese Intelligenz zeigt sich bei den zusammengesetzten Nestern der Ameisen. Die Diebsameisen nisten sich bei ihren grösseren Verwandten ein, offenbar um sie zu bestehlen. Diese zusammengesetzten Nester bieten viele Abänderungen; nach Verschiedenheit der Umstände finden sie eine Verbindung besser als die andere; das setzt aber Ueberlegung und Willkür voraus. Noch deutlicher tritt die Intelligenz bei den gemischten Colonien zu Tage. Wenn Ameisen mit fremden Puppen oder friedlich mit schon erwachsenen Individuen sich verbinden, will offenbar die herrschende Art aus der Dienstbarkeit der Sklaven Nutzen ziehen. Die blutrothen Raubameisen und Amazonen müssen doch dieses Ziel im Auge haben, wenn sie fremde Puppen in ihren Nestern erziehen oder gar erziehen lassen. Die blutrothe Ameise wird nicht von der Noth dazu gedrängt, wie die Amazonen; also kann nur der erkannte Vortheil zu dem Benehmen bestimmen. Ihre Intelligenz geht so weit, dass sie die männlichen und weiblichen Puppen der Waldameise aufzehrt und nur Arbeiterinnen aufzieht. Der Instinct vermag solch' zweckmässiges Handeln nicht zu erklären, da er immer auf ein bestimmtes Ziel unveränderlich hingerichtet ist und nicht nach Umständen sich ändert; manchmal geht das zweckmässige Benehmen sogar gegen den Instinct. Wenn sie finden, dass die Fortsetzung des Kampfes sie ruiniren würde, überwinden sie die Abneigung gegen fremde Colonien und leben friedlich mit ihnen. Aber in alle dem ist nichts, was zur Annahme von Intelligenz bei den Ameisen nöthigte. Kann man aber ohne dieselbe ihr Handeln erklären, so ist die Annahme unwissenschaftlich. Freilich, wenn man unter Instinct einen blinden, unwandelbaren Trieb versteht, reicht er nicht aus. Er ist nur blind, insofern nicht vernünftige Erkenntniss des Zweckes das Thier leitet. Sein sinnliches Schätzungsvermögen ändert die Handlungen nach den Umständen, wie sie von den Sinnen wahrgenommen werden, zweckmässig ab. Die „bewusste Absicht“ kann nur durch eine „petitio principii“ vorausgesetzt werden; denn es wäre zu beweisen, dass von einem sinnlichen Wesen nicht auch zweckmässige Handlungen verrichtet werden können. Die Selbstbeherrschung beim Aufgeben der Kampfeslust entspringt einem andern, dieser Lust entgegengesetzten Instincte; demselben Instincte entspringt die Aufopferung der einzelnen Ameise für den ganzen Staat.

**2] Stimmen aus Maria-Laach.** 41. Bd. Freiburg, Herder. 1891.

**6. Heft. A. Lehmkühl, Altes und Neues in der Encyklika über die Arbeiterfrage. S. 1.** Es sind die alten, im Naturrechte selbst enthaltenen, von der Kirche stets gelehrten und geschützten Grundsätze, welche Leo XIII. hier ausgesprochen hat: „1. Der Privatbesitz nicht nur an beweglichen, sondern auch an unbeweglichen Gütern, namentlich an Grund und Boden, ist ein in der menschlichen Natur begründetes, vom Staate nicht abhängiges und nicht zerstörbares Recht. 2. Die Familie hat vom Staate unabhängige Rechte; insbesondere darf die väterliche Gewalt und die Sorge für die Erhaltung und Erziehung der Kinder nicht den Eltern genommen und vom Staate an sich gezogen werden.“ Nachdem so die Grundlagen der Umsturzpartei zerstört, geht die Encyklika an die Lösung der socialen Frage. Die Grundgedanken sind: 1. Die Grundlage für eine gedeihliche Lösung der wirthschaftlichen und socialen Fragen ist nothwendig die Inanspruchnahme der Kirche. 2. Bezüglich der Thätigkeit der Staatsgewalt muss, wie Staatsohnmacht, so auch Staatsallmacht abgewiesen werden. Insbesondere darf er Privatthätigkeit und Vereine nicht hindern. — **H. Pesch, Die ökonomischen Lehren des Marx'schen Socialismus. S. 23.** Marx hat durch seine Werththeorie dem Socialismus eine wissenschaftliche Grundlage zu geben gesucht. „Es ist nur das Quantum der in einer Waare vergegenständlichten, gesellschaftlich nothwendigen, oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerthes gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, welche seine Werthgrösse bestimmt.“ Dagegen behauptet der Verf.: „Die Darstellung der Genesis des heutigen Capitals, wie sie von Carl Marx geliefert wird, ist unrichtig 1. weil sie den wichtigsten Factor der modernen Capitalbildung (die Concurrenz) kaum berücksichtigt; 2. weil sie die Bedeutung der Arbeit im Productionsprocesse unrichtig darstellt; 3. weil ihr grundlegendes Princip, die Werththeorie, praktisch unmöglich ist, im Widerspruche steht mit den einfachsten Thatsachen der alltäglichen Erfahrung, sowie mit den natürlichen Gesetzen logischen Denkens.“ —

**L. Dressel, Vor einer neuen Epoche der elektrischen Kraftübertragung. S. 58.** Es wird berichtet über den gegenwärtigen Stand der praktischen Verwandelbarkeit von mechanischer Kraft, wie sie z. B. durch das Gefälle eines Wassers gegeben ist, in einen elektrischen Strom und die Rückverwandlung desselben in mechanische Kraft an einer entfernten Stelle.

**7. Heft. A. Lehmkühl, Irrthümliche Ansichten auf social-wirthschaftlichem Gebiet, berichtigt durch die Encyklika Leo's XIII. S. 133.** Das Rundschreiben Leo's constatirt vor allem die Existenz der socialen Frage. Indem sie als Grund derselben auch den Wucher anführt, zerstreut sie das Vorurtheil, als wenn die Kirche von ihren Wucherverboten zurückgetreten sei. Es ist ein Irrthum, mit den Socialdemokraten zu glauben, die Armuth liesse sich gänzlich aus der Welt schaffen, der Unterschied der Stände liesse sich beseitigen. Für katholische Socialpolitiker ist von Wichtigkeit, dass die Staatsgewalt in der Lösung der Frage nicht ausgeschlossen wird. Aber in privatrechtliche, namentlich Familienverhältnisse darf der Staat nicht eindringen. Ehe noch ein Staat war; besass der Mensch das Recht, Leib und Leben zu schützen; das Naturrecht muss vom Staate anerkannt und geschützt werden. Selbst das Lohnverhältniss entzieht sich nicht ganz der Fürsorge des Staates. Wenn privates Uebereinkommen oder Einigungen dem Arbeiter nicht den nöthigen Unterhalt verschaffen, muss der Staat die Arbeitgeber zum Rechten anhalten. Dass Kinder

und Frauen, überhaupt die Schwachen den Staatsschutz genießen sollen, ist ohnedies allgemeiner anerkannt. „Was im Beginne des Rundschreibens den Geist des Hl. Vaters fesselte, das stellt sich ihm am Ende wieder mächtig vor Augen: ohne wirkliche Rückkehr zum vollen Christenthum, ohne praktische Befolgung der christlichen Lehren sowohl der Höheren wie der Niederen, seitens der Arbeitgeber wie der Arbeiter gibt es keinen friedlichen Ausgang aus dem Wirrsal der socialen Frage. Christus hat sie vor fast zweitausend Jahren gelöst; nur Er und der Anschluss an ihn löst sie auch jetzt.“

**3] Divus Thomas.** Commentarium inserviens academiis et lycaeis scholasticam sectantibus. Vol. IV. Fascicul. 1.—16. Placentiae 1890/91.

**P. Evangelista, Conspectus principiorum fundamentalium philosophiae speculativae Seraphici doctoris S. Bonaventurae p. 1.** Wenngleich Thomas und Bonaventura in den philosophischen Lehren wesentlich übereinstimmen, so weichen sie doch sehr von einander ab in deren genaueren und näheren Bestimmung. Dies wird dargethan an den Lehren von der Schöpfung, von dem Individuationsprincip, von den Constitutiven der geistigen und körperlichen Wesen, der Entstehung der letzteren, dem Verhältniss von Leib und Seele, den Seelenvermögen, sowohl den intellectiven, als dem volitiven, sowie von der näheren Bestimmung der Willensfreiheit. — **A. Barberis, De signis mathematicis adhibendis in logices traditione p. 19, 45, 118.** Lässt sich ein System von Zeichen erfinden, wodurch kurz und genau jede Art von Sätzen und Schlüssen sich bildlich darstellen lässt? Verf. bietet einen Lösungsversuch in gegenwärtiger Abhandlung. — **J. B. Tornatore, Principia S. Thomae, quibus innititur doctrina „De Ente communi“ p. 51. — De quarta via S. Thomae ad demonstrandam Dei existentiam p. 139, 172.** Bekanntlich beweist der hl. Thomas das Dasein Gottes auch aus den verschiedenen Stufen der Vollkommenheit, indem er von den minder vollkommenen auf ein unendlich vollkommenes Wesen schliesst. Die Gültigkeit dieses Argumentes wird vertheidigt und die Haltlosigkeit von Einwendungen nachgewiesen. — **A. Jansen, De pulchro p. 151. — J. Vinati, Relationum definitio et divisio ad mentem S. Thomae p. 185.** Ueber die herkömmliche Eintheilung der Beziehungen in reale und begriffliche, in prädicamentale und transscendentale, in solche ‚secundum esse‘ und ‚secundum dici‘ werden die verschiedenen Auffassungen der Scholastiker auseinandergesetzt und der thomistischen der Vorzug gegeben. — **De Groot, De philosophia S. Thomae Aquinatis p. 193.** Wenn die Philosophie des Aquinaten durch Leo XIII. mit so hohen Lobsprüchen überhäuft wurde, so sollen die Verdienste anderer Philosophen nicht dadurch geleast, noch Jemand von dem Studium ihrer Werke abgehalten werden. Auch lag es nicht in der Absicht des Papstes, durch seine Empfehlung der Speculation des englischen Meisters von der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften abzurathen, da ja nach dem Zeugnisse bedeutender Naturforscher die sicheren Errungenschaften der neueren Forschung sich sehr wohl mit den Grundlehren der scholastischen Naturphilosophie, wie sie Thomas vertritt, vereinigen lassen. Für Feststellung mancher empirischer Thatsachen und Gesetze war der Aquinate weise genug, auf eine kommende Zeit hinzuweisen.<sup>1)</sup> Am brauchbarsten erscheint aber die Philosophie des hl.

<sup>1)</sup> Die betreffende Stelle aus ‚De caelo et mundo‘ Lib. II. lect. 17 findet sich oben unter ‚Recensionen und Referate‘ S. 406, Note.

Thomas für den Glauben, weil sie nicht bloss die eine oder andere, sondern so ziemlich alle Fragen, welche mit demselben in Beziehung stehen, behandelt, und zwar mit einer Tiefe, die keiner Schwierigkeit aus dem Wege geht. Auf der anderen Seite ist jedoch seine Vernunftforschung von dem Gefühle ihrer Unzulänglichkeit durchdrungen, so dass sie gern zu weiterer Untersuchung der angebotenen Leitung des Glaubens sich anvertraut. — **V. Ermoni, *Existentia Dei et philosophus christianus* p. 214, 235.** Welches ist in der heutigen Zeit der sicherste Weg zum Beweise des Daseins Gottes, namentlich den Angriffen der Atheisten gegenüber? Stehen die herkömmlichen Argumente in einer solchen Beziehung zu einander, dass sie auf ein einziges sich zurückführen liessen? Zur Beantwortung dieser Frage tritt Verf. zuerst der Auffassung Kant's entgegen, die Gottesbeweise der „alten Metaphysik“ beruhten sämmtlich auf dem unhaltbaren s. g. ontologischen Argument, indem ja das Causalitätsgesetz, dem sie ihre Kraft entlehnten, nur subjective Geltung habe, und demgemäss die ganze Grundlage der alten Gottesbeweise in einem unberechtigten Uebergange von der subjectiven zur objectiven Ordnung bestehe. — Dann wird gezeigt, dass in der That die fünf Gottesbeweise, welche Thomas in seinen beiden Summen aufstellt, nur verschiedene Anwendungen des einen Princip's der Causalität sind, dieses aber keineswegs synthetisch im Sinne Kant's, sondern wenigstens mittelbar analytisch ist. (Man vergl. zur Frage: Braig, Gottesbeweis oder Gottesbeweise? Stuttgart, Metzler 1888 und Guerberlet's gleichnamigen Artikel im „Phil. Jahrbuch“<sup>2)</sup>). — **De Groot, *De auctoritate Aristotelis* p. 226.** Einige Philosophen des Mittelalters kannten nur den Aristoteles im Gewande der Neuplatoniker, Arabisten und Averroisten. Kein Wunder also, dass sie der Autorität eines solchen Aristoteles sich hingebend, den verderblichsten Irrthümern anheimfielen. Andere hielten jedwede philosophische Lehre des Stagiriten für wahr, und sobald ein Gegensatz zum christlichen Dogma sich zeigte, brachte sie die Hingabe an die Autorität der Kirche und des Aristoteles zur Ungereintheit von der „doppelten Wahrheit“. Wieder andere übertrugen Auffassungen des Aristoteles, die in sich nicht falsch, wohl aber unvollständig waren, ohne weiteres auf das theologische Gebiet, in Folge dessen sie das Dogma entstellten. Dieser Missbrauch der Autorität des ‚Philosophen‘ legt aber keineswegs der Theologie die Pflicht auf, jede Hilfe von seiner Seite abzuweisen. Nur Fanatismus und die Anmassung, Organ göttlicher Offenbarung zu sein, konnte eine solche Forderung aufstellen. Hingegen stellt der hl. Thomas selbst über den Gebrauch der aristotelischen Philosophie in der Theologie gesunde Grundsätze auf: 1. Die theologische Wissenschaft ist nicht mit der Philosophie zu vermengen; 2. Die Autorität irgend eines Philosophen in theologischen Fragen ist sehr schwach; 3. Mit Vernunft und Mass lässt sich aber Aristoteles verwerthen, sofern seine Irrthümer ausgeschieden werden. Denn von allen Philosophen, welche auf das natürliche Licht der Vernunft beschränkt waren, hat A. das Höchste geleistet, vornehmlich auf dem Gebiete der Gotteserkenntnis, der ‚praeambula fidei‘. Ferner hat er den Ruhm, das Organ aller Wissenschaften, die Logik, wissenschaftlich ausgebildet zu haben, und seine Methode, welche eine meisterhafte Verbindung von Induction und Deduction ist, kann jeder wissenschaftlichen Behandlung als Vorbild dienen.

<sup>2)</sup> I. Bd. (1888) S. 369 ff.